Ingunde Fühlau

Inhaltsanalyse versus Linguistik

Abstract: Up to now no cooperation between linguists and content analysts has been achieved, although both disciplines have to cope with mostly the same problems related to language and communication. The article argues that this state of unrelated work is due to the fact that content analysis as a thoroughly American method was confronted with the linguistic school of "American Structuralism". The prime concern of this linguistic school and in particular its first two phases – Behaviorism and Distributionalism – was to establish scientific methods for linguistics. In the course of the development of American linguistics this led to a total exclusion of meaning or content from the field of linguistic analysis. The aims of linguistics and content analysis thus came to oppose each other. With the rise of transformational grammar meaning was reintegrated into linguistic work, thereby weakening the scientific claim. However since the beginning of the sixties content analysis has transformed into computer analysis, causing new problems to arise. Computerized content analysis is more than ever in need of a scientific theory of meaning – which, as linguistic endeavours have shown, is simply unfeasible. In order to promote a cooperation between linguists and content analysts a reformulation of the epistemologic basis for analyzing contents is inevitable.

Die Inhaltsanalyse ist eine ganz und gar amerikanische Methode. Ihre Geschichte, geknüpft an die Entstehung und Entwicklung der Massenmedien, hat sich bis vor kurzem überwiegend auf amerikanischem Boden zugetragen.

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts galt die School of Journalism der Columbia Universität als Zentrum inhaltsanalytischer Arbeit – untersucht wurden hauptsächlich amerikanische Zeitungen. Im Zusammenhang mit der Entwicklung des Radios zum Massenmedium setzte gegen Ende der dreißiger Jahre in den USA die Erforschung von Propaganda und öffentlicher Meinung ein – maßgeblich bestimmt durch Lasswell und seine Mitarbeiter.

Während des 2. Weltkrieges wurde die Inhaltsanalyse institutionalisiert. Unter der Leitung Lasswells ermittelte die Experimental Division for the Study of Wartime Communications der Library of Congress per Zeitungsanalyse die Aufmerksamkeitsorientierung der Meinungen in der ganzen Welt („World Attention Survey"). Ebenso verwendete die Medienabteilung des Office of War Information das inhaltsanalytische Instrumentarium, um die Berichterstattung über den Krieg in Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunksendungen und Wochenschauen zu verfolgen (vgl. Berelson 1971, 23 f.).

Auch die jüngste Variante der Inhaltsanalyse, die sich des Computers bedient, ist in den USA entstanden: 1963 legten North et al. zur maschinellen Analyse ihr „Handbuch mit Anwendungen für die Untersuchung internationaler Krisen" vor und der 3 Jahre später erschienene „General Inquirer" (Stone et al. 1966) gilt bis heute als Standard für Computeranalysen.

Analyse & Kritik 3 (1981), Heft 1, S. 23–46 © Westdeutscher Verlag, Opladen

Die übrige Standardliteratur ist ebenfalls amerikanisch. Abgesehen von „epochemachenden" frühen Publikationen wie M. Willeys „The Country Newspaper" oder „Language of Politics" von Lasswell und Mitarbeitern haben die Darstellungen inhaltsanalytischer Verfahrensweisen von Holsti (1969) und Berelson (1971) immer noch Geltung.

Wesentliche inhaltsanalytische Modelle wie die Value-Analysis (White 1944), Symbol-Analysis (Lerner et al. 1951), Evaluative Assertion Analysis und Contingency Analysis (Osgood 1959) sind der amerikanischen Forschung zu verdanken, wie auch die Foren, in denen über Inhaltsanalyse geschrieben und diskutiert wird:

„Den größten Teil aller wichtigen Aufsätze enthält das ‚Journalism Quarterly', in dem Jahr für Jahr zwanzig und mehr relevante Artikel, eine Reihe kurzer Hinweise und eine laufende Bibliographie veröffentlicht werden. (. . .)

Eine weitere Zeitschrift, die sich stark der Inhaltsanalyse gewidmet hat, ist das ‚Public Opinion Quarterly'." (Lisch/Kriz 1978, 15)

In Europa sind die amerikanischen Anregungen weitgehend rezipiert, dann aber lediglich auf die Verhältnisse und Sprachen in Europa umgesetzt worden. Die Bundesrepublik ist dafür vielleicht insofern atypisch, als sich gerade in den letzten Jahren eine rege eigenständige Forschung und Praxis entwickelt hat, die über bloße Rezeption und Adaptation hinausführt. Verwendeten in der Bundesrepublik im Zeitraum von 1968–1974 noch 13–16 % der Untersuchungen in der empirischen Sozialforschung die Inhaltsanalyse, so gilt bereits für 1977: „ . . . jedes 3. Projekt arbeitet mit der Inhaltsanalyse. Im Vergleich mit 1974 (16 %) ist ein Zuwachs von 100 % innerhalb von nur 3 Jahren zu konstatieren."[1] (Mochmann/Immer 1979, 731) Im Bereich der Computeranalysen haben sich in der Bundesrepublik Arbeitszentren (Köln, Ulm, Mannheim, Hamburg) gebildet, die die ursprünglichen amerikanischen Programmodelle durchaus zu eigener Qualität zu verändern vermochten.

Von den neuen deutschen Entwicklungen ist jedoch zunächst einmal abzusehen, wenn es um die Charakterisierung des Verhältnisses geht, in dem Inhaltsanalyse und Linguistik zueinander stehen. Vom heutigen Standpunkt scheint es auf den ersten Blick erstaunlich, wie „verhältnislos" die beiden Disziplinen Inhaltsanalyse und Linguistik nebeneinander her arbeiten. Dabei bestehen genügend Parallelen, die eine Zusammenarbeit beider vermuten lassen könnten:

- Beide haben sich etwa im gleichen Zeitraum etabliert (seit Anfang des Jahrhunderts).
- Inhaltsanalyse ebenso wie Linguistik sahen bzw. sehen sich in ihrem Bemühen um das Etikett „Wissenschaft" einer eigenen Variante des Positivismusstreits ausgesetzt, die in der Inhaltsanalyse als Auseinandersetzung um Qualität oder Quantität, in der Linguistik als Streit um Semantik erscheint.
- Der Einsatz des Computers beschäftigt seit den sechziger Jahren parallel Wissenschaftler beider Disziplinen. Aber auch die Vertreter von Computerlinguistik, Generativer Grammatik oder maschineller Übersetzung mochten sich zur Kooperation mit den Vertretern maschineller Inhaltsanalyse nicht entschließen (und vice versa).

– Selbst die übergeordnete Gemeinsamkeit des identischen Anliegens, Sprache bzw. Kommunikation zu untersuchen, hat kein interdisziplinäres Lernen in Gang zu setzen vermocht.

Dieses unkooperative Nebeneinander von Inhaltsanalyse und Linguistik zu erklären, ist das Ziel dieses Aufsatzes. Zur Erklärung soll dabei die Hypothese dienen, *daß das Nebeneinander von Inhaltsanalyse und Linguistik das Resultat spezifisch amerikanischer Entwicklungen ist*: Die amerikanische Methode Inhaltsanalyse sah sich mit einer die amerikanische Linguistik beherrschenden Schule, dem sogenannten „amerikanischen Strukturalismus" konfrontiert, in dessen Eigenarten der bis heute andauernde Gegensatz von Inhaltsanalyse und Linguistik begründet ist.

Der amerikanische Strukturalismus

1. Linguistischer Behaviorismus

Die „Schlüsselfigur" (Helbig 1974, 73) der Anfänge des amerikanischen Strukturalismus ist Leonard Bloomfield. 1926 hatte er axiomatisch „Eine Grundlegung der Sprachwissenschaft in Definitionen und Annahmen" (deutsche Übersetzung in Bense et al. 1976) ausgearbeitet und sein Buch „Language" (1933) wurde wissenschaftsbegründend zum „Fundament für die gesamte strukturelle Linguistik der USA." (Helbig 1974, 73) Der Entstehungszusammenhang des amerikanischen Strukturalismus ist indessen umstritten. Geläufige Erklärung ist die Beschäftigung amerikanischer Forscher mit Indianersprachen:

„Der historische Anlaß für die Entwicklung einer Sprachwissenschaft in den USA war das gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommene Interesse für die Kultur der eingeborenen Amerikaner (der sogenannten Indianer). Die Erforschung dieser Kulturen setzte die Erforschung der betreffenden Sprachen voraus; die Anthropologen-Linguisten standen jedoch in der ungewohnten Situation, daß eine weitgehend *unbekannte* Kultur durch eine weitgehend *unbekannte* Sprache erschlossen werden mußte." (Bense et al. 1976, 9)

Demgegenüber vertritt Maas (1973) die Ansicht,

„. . . daß die verbreitete Behauptung unsinnig ist, der amerikanische Strukturalismus mit seiner antimentalistischen Grundhaltung und seiner Betonung der deskriptiven Verfahren sei ein Produkt aus den Arbeitsumständen der amerikanischen Sprachwissenschaftler gewesen, die es mit gewissermaßen unhistorischen Sprachen zu tun gehabt hätten, die noch schnell archiviert werden mußten. . . . Auch die Rolle der eingeborenen Sprachen Amerikas geistert so nur als Phantom durch die Darstellungen der strukturalistischen Sprachwissenschaft." (91 f.)

Für wesentlich hält Maas dagegen den Einfluß der junggrammatischen Schule der Sprachwissenschaft auf Bloomfield – Bloomfield hatte in Leipzig bei Hermann Paul studiert – und deren Unterordnung der Sprachwissenschaft unter die Psychologie.[2] Die strukturalistischen Prinzipien können daher verstanden werden als Abkehr vom junggrammatischen Psychologismus und dessen Ersetzung durch wis-

senschaftstheoretisch motivierte Bemühungen um Kontrollierbarkeit und Exaktheit auch in der Sprachwissenschaft.[3] Dem kamen die Bestrebungen der Humanwissenschaften insgesamt nach an den Naturwissenschaften (Physik) orientierter Wissenschaftlichkeit entgegen, ganz besonders aber die Entwicklung in der Psychologie selbst, die „ . . . gerade in den USA den Mentalismus beiseitegeschoben hatte und sich als Behaviorismus von der Geistes- zur Naturwissenschaft gewandelt hatte." (Bense et al. 1976, 10) Bloomfield versuchte dementsprechend, die Prinzipien des psychologischen Behaviorismus auf die Untersuchung von Sprache anzuwenden: „Seine Leistung bestand darin, daß er es unternahm, die Sprachwissenschaft methodisch nach dem Vorbild der damals entwickelten Wissenschaftstheorie zu systematisieren." (Maas 1973, 93) Dazu gehörte vor allem, daß die Sprachwissenschaft sich auf die Untersuchung von Beobachtbarem beschränkt, dessen Interpretation keinerlei Vorverständnisses bedarf.

So bestimmt Bloomfield den Gegenstand der Sprachwissenschaft folgendermaßen: Zwei Personen, Jack und Jill, spazieren an einem Apfelbaum vorbei. Jill ist hungrig. Sie sieht Äpfel auf dem Baum. Sie macht mit ihren Sprechwerkzeugen Geräusche. Jack klettert auf den Baum und bringt ihr einen Apfel, den sie dann ißt (vgl. Bloomfiled 1933, 22 ff.). Den Sprachwissenschaftler interessieren an diesem Geschehen allein die durch die Sprechwerkzeuge verursachten Geräusche. Die ihnen vorausgegangenen „praktischen Ereignisse", der Stimulus oder Reiz, und die ihnen folgenden Ereignisse, die Response oder Reaktion, können sprachwissenschaftlich nicht bearbeitet werden (vgl. Bloomfield 1933, 26 f.). Allerdings kommt den Geräuschen nur insofern Wichtigkeit zu, als sie eine *Bedeutung* haben, denn das Sprechereignis an sich ist „ . . . worthless in itself, but a means to great ends." (Bloomfield 1933, 27) Unter dem Postulat der Beobachtbarkeit definiert Bloomfield daher die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung als „ . . . the situation in which the speaker utters it and the response which it calls forth in the hearer." (Bloomfield 1933, 139)

Obwohl also Sprache einzig und allein geäußert wird, um Bedeutung zu übermitteln, d. h. um Reiz oder Reaktion zu modifizieren, bleiben Reiz und Reaktion aus der sprachwissenschaftlichen Gegenstandsbestimmung ausgeschlossen. Dies ist insofern notwendig, als die Identifizierung von Bedeutung mit der nichtsprachlichen Situation eine wissenschaftlich exakte Beschreibung dieser Situation erforderlich machte, zu der die (Natur-)Wissenschaft gar nicht in der Lage ist:

> "In order to give a scientifically accurate definition of meaning for every form of a language, we should have to have a scientifically accurate knowledge of everything in the speaker's world. The actual extent of human knowledge is very small, compared to this." (Bloomfield 1933, 139)

Im Idealfalle bestünde nach Bloomfield Sprachwissenschaft aus zwei Teilschritten: 1. die Beschreibung des Sprechereignisses als materielle Repräsentation (Schallwellen, Wahrnehmung) ohne Bezug auf seine Bedeutung und 2. die Beschreibung der Bedeutung als Beziehung dieser materiellen Merkmale zu Merkmalen der Bedeutung (vgl. Bloomfield 1933, 74). Realiter ist eine solche Zweiteilung indessen unmöglich, weil bei entsprechend feinen phonetischen Messungen festzustellen ist, daß

bereits zwei Äußerungen (verschiedener Sprecher oder auch desselben Sprechers) niemals identisch sind. Demgegenüber identifizieren jedoch im Alltag die Sprecher einer Sprache mühelos z. B. das Wort „Tisch" in verschiedenen Äußerungen als das „gleiche" Wort, selbst wenn Stimmhöhe, -intensität oder Betonung in allen Äußerungen unterschiedlich sind. Dies ist den Alltagssprechern möglich, weil sie die Bedeutung des Wortes (wiederer-)kennen und aus diesem Grunde von den unwesentlichen Merkmalen der lautlichen Realisierung (z. B. Stimmhöhe) abstrahieren können, während die wesentlichen, distinktiven Merkmale zum Vergleich herangezogen werden. (Beispielsweise wird das Wort „Fisch" nicht als gleich mit „Tisch" empfunden, weil sich durch den Austausch von /t/ und /f/ die Bedeutung verändert.)

Um über die Gleichheit von Formen zu entscheiden, muß daher vom idealtypischen Zweierschritt Phonetik-Semantik abgewichen und im Rekurs auf das Alltagswissen so getan werden, *als ob* die Naturwissenschaften in der Lage wären, Situationen als Bedeutungen hinreichend exakt zu beschreiben. So kommt es zur grundlegenden *Annahme der Sprachwissenschaft*: „ . . . we must assume that in *every speech-community some utterances are alike in form and meaning.*" (Bloomfield 1933, 78) Ist jedoch einmal über Gleichheit und Verschiedenheit von Äußerungen entschieden, interessiert dem behavioristischen Programm gemäß nicht mehr die Bedeutung, sondern nur noch die Analyse der *Formen*, die Bedeutung übermitteln.

Der behavioristische Ansatz wirkt sich aber nicht nur auf den Gegenstand der Linguistik, sondern auch auf die Reichweite der Aussagen über diesen Gegenstand aus: Die mentalistische Sprachwissenschaft operiert mit theoretischen Annahmen, die auch das Sprachwissen in den Köpfen der Sprecher miteinschließen. Saussure beispielsweise definiert Sprache (langue) als „ . . . somme d'empreintes déposées dans chaque cerveau." (1916, 38) Dies sei so vorstellbar, als ob jedes Individuum einer Sprachgemeinschaft in seinem Kopf über ein Exemplar aus einer Menge identischer Wörterbücher verfügte (vgl. Saussure 1916, 38), mittels derer sprachliche Äußerungen dann realisiert werden. Gegenstand der mentalistischen Sprachwissenschaft sind aber keinesfalls die realisierten Äußerungen (parole) – sie sind „akzessorisch" und „mehr oder weniger zufällig" (vgl. Saussure 1916, 30). Gegenstand ist vielmehr die „langue", das zugrundeliegende System, aufgrund dessen Äußerungen erst möglich werden (vgl. Saussure 1916, 23 ff.: „Objet de la linguistique").

Während also mentalistische Sprachwissenschaft von vornherein auf eine Theorie des Gesamtsystems zielt, zu deren Gunsten die Unterschiede zwischen einzelnen sprachlichen Realisierungen vernachlässigt werden, setzt der linguistische Behaviorismus anders an: Bloomfield definiert Sprache als „Die Gesamtheit der Äußerungen, die in einer Sprachgemeinschaft gemacht werden können" (Bloomfield 1926, 38). Zwar ist Sprache zunächst auch in dieser Definition nicht nur die Summe der *realisierten*, sondern der *möglichen* Äußerungen. Zugleich unterliegt jedoch die Arbeit des behavioristischen Linguisten dem Postulat der Beobachtbarkeit, so daß immer nur die tatsächlich realisierten Äußerungen untersucht werden dürfen. Da aber Sprache nicht in ihrer Totalität, sondern eben nur in den wirklich realisierten Ausschnitten beobachtbar ist, bleibt der Linguist an die Arbeit mit einem *Korpus* gebunden. Seine Ergebnisse sind daher zunächst nur für dieses Korpus gültig. Sollen

aber dennoch Aussagen über die Gesamtsprache gemacht werden, haben diese den Status von *Hypothesen*, die sprachliche Reaktionen *vorhersagen* müssen und deren Gültigkeit wiederum empirisch an sogenannten „Informanten" zu überprüfen ist. Bloomfield setzt seine o. a. Definition folgendermaßen fort:

„Wir müssen Voraussagen machen. Daher verwenden wir die Formulierung ‚gemacht werden können'. Wir sagen, daß ein Franzose (oder ein Zulu usw.) bei bestimmten Stimuli das und das sagen wird, und daß andere Franzosen (oder Zulus usw.) angemessen auf sein Sprechen reagieren werden. Wenn gute Informanten zur Verfügung stehen oder wenn es sich um die Muttersprache des Forschers handelt, ist die Voraussage leicht zu machen. Andernfalls bildet sie das größte Problem der deskriptiven Linguistik." (Bloomfield 1926, 38)

Damit hat die behavioristische Sprachwissenschaft zunächst ihren Gegenstand eingeschränkt – sie begnügt sich mit Aussagen über das jeweils untersuchte Korpus, wo die mentalistische Sprachwissenschaft von jeglichem Korpus abstrahiert, um darüber hinausreichende Einsichten über die Gesamtsprache zu extrapolieren. Dennoch sind die behavioristischen Aussagen „stärker" bzw. weitreichender, wo es sich um das Kriterium der Vorhersagbarkeit handelt: Im wissenschaftstheoretischen Paradigma strebt Bloomfield *Erklären* an, wo es Saussure um *Verstehen* geht, oder, mit anderen Worten, der behavioristischen *Kausalerklärung* steht die mentalistische *teleologische Erklärung* gegenüber (vgl. von Wright 1974, 16 ff.; 83 ff.). Dies ist nun allerdings weniger erstaunlich, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, daß der Ansatzpunkt des linguistischen Behaviorismus ja gerade war, die theoretisierende Linguistik nach dem naturwissenschaftlichen Vorbild umzuformen und damit zwangsläufig auch die naturwissenschaftlichen kausalen Erklärungsschemata zu übernehmen.

Die Möglichkeiten linguistischer Zuarbeit zur Inhaltsanalyse sind im Ansatz des linguistischen Behaviorismus überaus schmal: Äußerungen werden zwar nur mit dem Ziel des Austauschs von Bedeutungen gemacht, dennoch sind Bedeutungen behavioristisch nicht faßbar. Aus diesem Grunde werden Bedeutungen nur für die Feststellung der *Gleichheit* von Formen herangezogen. Abgesehen davon handelt es sich im Rahmen des Behaviorismus um eine spezifische Auffassung von „Bedeutung". Der Inhalt von Wörtern oder Sätzen wird mit den bezeichneten Objekten/Sachverhalten gleichgesetzt – die „Bedeutung" eines Wortes oder Satzes *ist* die bezeichnete Sache selbst. Daher auch Bloomfields Argument, der Stand der Wissenschaft reiche nicht hin, um alle Objekte und damit Inhalte exakt zu beschreiben. Neben dieser Art von Inhalt (linguistisch *Bezeichnung* oder *Referent*) existiert aber noch eine andere. Wörter *bezeichnen* nicht nur ein Objekt, sie repräsentieren (*bedeuten*) darüber hinaus auch eine Idee. Beispielsweise bündelt das Wort „Tisch" verschiedene Merkmale zu einer Idee, die es dann möglich macht, „Tisch" zur Bezeichnung sehr verschiedenartiger Objekte (1-n Beine, rund, oval, quadratisch, rechteckig, verschiedenste Materialien, Höhen, Größen etc.) zu benutzen. Da diese Abstraktion indessen kein unmittelbar beobachtbares Korrelat in realisierten Äußerungen hat – dort wird immer ein bestimmter Tisch bezeichnet, ohne daß sichtbar würde, welchen Bereich von Objekten dasselbe Wort außerdem bezeichnen *könnte*, – fällt diese zweite Art des Inhalts (*Bedeutung*) aus dem behavioristischen Ansatz

von vornherein ganz heraus, während die *Bezeichnung* anschließend aus methodischen Überlegungen ausgeschlossen wird.[4]

Die Zurückhaltung, die sich der Behaviorismus gegenüber Inhalten auferlegt ist als Tribut anzusehen, der dem Wunsche gezollt wird, naturwissenschaftliche Exaktheit auch in der Sprachwissenschaft zu erreichen. Für die Inhaltsanalyse scheint der ganze Ansatz indessen rundum verfehlt, geht es ihr doch gerade und ausgerechnet um nichts anderes als Inhalte. Dennoch findet sich bei Lasswell die folgende Definition eines (sprachlichen) Zeichens:

"What, then, is a sign? When we look objectively at what appears in print, radio, film, or any other medium, it is abvious that it can be described from two points of view. The captions of a newspaper can be seen as a collection of black marks on white paper, or as a series of references to objects outside the newspaper. We may speak of the physical events as 'signs', and the meaning events as 'symbols'. There are many events that are not correlated with symbols and hence are not signs. There are, however, no symbol events in interpersonal communication without signs." (1946, 82)

Das zentrale Wort dieser Definition lautet „objektiv" – und daß damit auch von Lasswell, parallel zum linguistischen Behaviorismus, durchaus naturwissenschaftliche Objektivität gemeint ist, zeigt sich an seinem Zeichenbegriff: Auch Lasswell unterscheidet nicht zwischen bezeichneten Objekten und bedeuteten Ideen; Zeitungsschlagzeilen sind für ihn physikalische Gebilde, die unmittelbar auf Objekte referieren.[5] Wollte nun aber Lasswell ähnlich geradlinig auf sein wissenschaftstheoretisches Ziel zugehen wie die behavioristischen Linguisten, müßte er strenggenommen ebenfalls Inhalte aus dem Gegenstandsbereich der Inhaltsanalyse herausnehmen. Dann bliebe allerdings nur noch die Möglichkeit, syntaktische „Inhalts"analysen durchzuführen. Janis hat diese Möglichkeit einmal beschrieben:

"There is a simple type of content analysis – 'sign-vehicle' analysis – which provides the frequency with which a particular sign-vehicle occurs. The results state the frequency of occurence of a particular psycho-physical configuration, the sign-vehicle. That is to say, the results describe a physical property of the communication – for example, in this magazine article, there are five occurences of the following configuration of black-marks-on-white: 'Germany'." (1943, 430)

Der Konfiguration „Germany" dürfte dabei natürlich keinerlei Inhalt zugeordnet werden, sondern nur das Vorkommen einer Buchstabenfolge G, E, R, M, A, N, Y wäre zu konstatieren. Ergebnis einer solchen Analyse könnten ausschließlich Worthäufigkeitstabellen sein, mit der der Lasswellsche Fragenkanon nach „wer sagt was zu wem . . .?" schwerlich zu beantworten wäre. Janis verneint daher auch die Frage, ob sich Inhaltsanalyse auf eine des Inhalts bare Analyse von Zeichenkörpern (sign-vehicles) reduzieren läßt: "I need not say that it is highly unlikely that such reduction will ever be undertaken." (1943, 439)

Die Inhaltsanalyse steckt damit in einer Zwickmühle: untersucht sie Inhalte, verstößt sie gegen ihr Wissenschaftsprogramm; untersucht sie dagegen keine Inhalte, wird sie hinfällig.

Ausführlich und kritisch setzt sich Kaplan (1943) mit der Inhaltsanalyse Lasswellscher Prägung und mit ihren Beziehungen zu einer Theorie der Zeichen auseinander. Kaplan ordnet die Lasswellsche Inhaltsanalyse als „statistische Semantik politischer Rede" (1943, 230) ein. In dem Moment aber, wo überhaupt Inhalte zum Gegenstand der Analyse werden, sieht auch Kaplan die Bestrebungen nach unbeteiligter Objektivität gefährdet:

" . . . it must be reemphasized that the 'subjective' elements are already introduced as soon as we concern ourselves with content at all. When a sign is regarded *as* a sign, and not merely as a sequence of marks, the analyst *presumes* that certain meanings are intended and comprehended . . ." (1943, 235)

Ein zweiter Schwachpunkt der Lasswellschen Inhaltsanalyse besteht in der Trennung von Semantik und Pragmatik: Inhaltsanalyse soll zwar die Inhalte von Zeichen, nicht aber die Beziehung der Zeichen zu ihren Benutzern zum Gegenstand haben (vgl. Kaplan 1943, 232 ff.; Janis 1943, 436 f.)[6]. Eine solche Trennung ist nun aber gerade im Sinne einer scientistisch-behavioristischen Sprachauffassung nicht durchzuhalten, denn dort sind Bedeutungen ja gerade als Situation, Sprecherintention und Hörerreaktion bestimmt (s. o., Bloomfield). Kaplan erörtert diesen Widerspruch:

"There is a certain sense in which consideration of purely pragmatical characteristics, such as 'intentions' and 'responses' seems to be unavoidable. For semantics is an abstraction from the concrete situation studied by pragmatics. Language is empirically presented to us as a certain behavior complex. Organisms use certain physical objects or events, which we call signs, to modify their own and others' behavior. The relationships of such signs to one another and to the objects to which they refer are discoverable, fundamentally, only by an examination of the modifications in behavior associated with the use of the signs in question. 'What is said', in short, is an abstraction from the concrete situation involving 'who says it' and 'who is affected, and how'." (1943, 233)

Hier zeigen sich die Unschärfen einer Inhaltsanalyse, die naturwissenschaftliche Exaktheit mit dem Verstehen von Inhalten zu verbinden sucht: Die wissenschaftstheoretisch postulierte „unbeteiligte Beobachtung" läßt sich nur durchführen, wenn die gesamte Kommunikationssituation in Betracht gezogen wird, an der die durch die Sprache bewirkten Modifikationen für den Beobachter ablesbar sind. Die behavioristische Linguistik weicht dieser Analyse der Kommunikationssituation aus, indem sie Inhalte als nicht zur Linguistik gehörig deklariert und sich mit der Bearbeitung von Formen begnügt. Der Inhaltsanalyse steht dagegen diese Möglichkeit nicht offen, eben weil ihr Ziel *Inhalts*analyse ist. Daher strebt sie nach Unmöglichem: sie übernimmt die positivistischen Maßstäbe, die eine erschöpfende wissenschaftliche Situationsbeschreibung unmöglich erscheinen lassen und akzeptiert zugleich Inhalte, die zwar allein durch Situationen definiert sind, deren situativ-pragmatische Bestimmung dem Inhaltsanalytiker jedoch untersagt ist. Diese Unstimmigkeiten hat die Inhaltsanalyse durch einen Kunstgriff zu bereinigen gesucht: Inhalte sollten nicht durch Beobachtung sondern durch Verankerung in der statisti-

schen Norm objektiviert werden – als Analysandum wurde der *manifeste* Inhalt benannt, der als in Quantitäten abgesichertes „Normalverstehen" quasi-naturwissenschaftliche Objektivität gewährleisten sollte.

Jedoch zurück zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Inhaltsanalyse: Es dürfte deutlich geworden sein, daß die Inhaltsanalyse der dreißiger und vierziger Jahre von der parallelen amerikanischen Schule in der Sprachwissenschaft, dem linguistischen Behaviorismus, keine Ergebnisse erwarten konnte, die der inhaltsanalytischen Arbeit in irgendeiner Weise förderlich gewesen wären. Daß die beiden Disziplinen nicht miteinander kooperierten ist die logische Konsequenz aus der dem Behaviorismus eigenen Ausschaltung von Inhalten. Als Gemeinsamkeit ist lediglich das beiderseitige Bemühen um (Natur-)Wissenschaftlichkeit zu konstatieren, das allerdings für beide Disziplinen jeweils andere Folgen hatte.

2. *Der taxonomische Strukturalismus*

Zu Beginn der fünfziger Jahre wurde in den Vereinigten Staaten Bloomfields Behaviorismus abgelöst. An seine Stelle trat der sogenannte „taxonomische Strukturalismus" oder „Distributionalismus", dessen wichtigster Vertreter Zellig S. Harris ist. „Mit Harris geht die Bloomfield-Ära des amerikanischen Strukturalismus zu Ende; die strukturelle Linguistik amerikanischer Prägung tritt in ihre 2. Entwicklungsphase ein." (Helbig 1974, 80) Das Programm dieses taxonomischen Strukturalismus hat Harris 1951 mit „Methods in Structural Linguistics" – in späteren Auflagen „Structural Linguistics" genannt – vorgestellt.

Ebenso wie Bloomfield geht es auch Harris keinesfalls um Sprachtheorie; vielmehr begreift er seinen Vorschlag als " . . . discussion of the operations which the linguist may carry out in the course of his investigations, rather than a theory of the structural analyses which result form these investigations." (Harris 1969, 1) Sprachwissenschaft ist damit reduziert auf ein Bündel von *Verfahrensweisen*, deren Anwendung zur strukturellen Sprachbeschreibung führen soll. Wie Bloomfield legt auch Harris den sprachwissenschaftlichen Verfahren zwei Teilschritte zugrunde: " . . . the setting up of elements, and the statement of the distribution of these elements relative to each other." (1969, 6) Im Vergleich mit Bloomfields angestrebtem Zweierschritt Phonetik-Semantik fällt allerdings auf, daß Harris den eigentlichen Anlaß linguistischer Arbeit, nämlich den kommunikativen Austausch bedeutungstragender Zeichen zwischen Menschen, gänzlich aus dem Blick verloren hat.[7] Während Bloomfield sich um der wissenschaftlichen Akkuratesse willen nicht in der Lage sah, die Inhaltsseite sprachlichen Austauschs zu beschreiben, aber in seinem Sprachmodell immer noch die Ansicht *angelegt* war,[8] daß Sprache ein Moment des gesellschaftlichen Verkehrs ist, treten für Harris alle über das akustische Ereignis hinausreichenden Faktoren in den Hintergrund – übrig bleibt ein Programm, um Schallwellen, die ohne ersichtlichen Grund vorhanden sind, ebenfalls ohne ersichtlichen Grund in ihre Teile zu zerlegen und Beziehungen zwischen diesen Teilen herzustellen: „Mit Harris und dessen Schülern hörte die Sprachwissenschaft auf, eine Er-

fahrungswissenschaft zu sein – sie degenerierte zunehmend zur Metaphysik." (Maas 1976, 246)

Harris radikalisiert den behavioristischen Ansatz in der Absicht, nun endlich die wirklich „exakte" sprachwissenschaftliche Methodik zu etablieren.[9] Für Harris zerfällt Sprachwissenschaft nur in die beiden Ebenen Phonologie und Morphologie (vgl. 1969, 3), deren Zusammenhang darin besteht, daß die Elemente der phonologischen Ebene, die Phoneme, sich zu Elementen der morphologischen Ebene, zu Morphemen, zusammensetzen lassen (vgl. 1969, 23 f.).

Wie aber lassen sich Phoneme und Morpheme als die relevanten Elemente überhaupt erkennen? Daß durch physikalische Messung nicht zu entscheiden ist, welches die einzelnen Elemente einer Äußerung sind, bestätigt auch Harris: " . . . it must be remembered that speech is a set of complex continuous events – talking does not consist of seperate sounds enunciated in succession . . ." (Harris 1969, 20; vgl. 7, Fn. 4) Harris' Lösung ist es, die „relevanten" Elemente aufgrund ihrer *Distribution* zu isolieren:

"x and y are included in the same element *A*, if the distribution of *x* relative to other elements *B*, *C*, etc., is in some sense the same as the distribution of *y*." (Harris 1969, 7)

Damit ist aber immer noch kein Weg gefunden, das Anfangselement zu isolieren, denn irgendwie muß entscheidbar sein, ob sich der Vergleich der Distribution von x und y überhaupt lohnt; mit anderen Worten: ist x wirklich eine relevante kleinste Einheit oder nur ein arbiträrer Ausschnitt aus dem sprachlichen Kontinuum?

Die Beantwortung dieser Frage führt nun geradewegs wieder zurück zum Problem der Bedeutung: daß in *Haus* und *Maus* /h/ und /m/ relevante kleinste Einheiten sind, ergibt sich ausschließlich aus ihrer bedeutungsdifferenzierenden Funktion. Der Alltagssprecher als „Laie" weiß einfach, daß er statt *Haus* nicht *Maus* sagen kann, weil das Gesagte sonst einen anderen Sinn bekommt. Und auch der Linguist – als Alltagssprecher – bedient sich gelegentlich dieses Wissens. Damit beschreiten aber beide " . . . the linguist's and the layman's shortcut to a distributional differentiation" (Harris 1969, 7) – gehen also unwissenschaftlich vor. Als Alternative zum unwissenschaftlichen „shortcut" kommt Harris so auf Bloomfields grundlegende Annahme der Sprachwissenschaft zurück: "In principle, meaning need be involved only to the extent of determining what is repetition." (Harris 1969, 7, Fn. 4; vgl. 29, Fn. 1)

Irgendjemandes Vorwissen ist also auch bei Harris – entgegen allen antimentalistischen Intentionen – der unvermeidliche Maßstab für die anfängliche Entscheidung über die *Gleichheit* von Formen. Um dieses Vorwissen quasi-objektiv erscheinen zu lassen, wird es an die Reaktionen eines Informanten angebunden, die wiederum beobachtbar sind: wenn ein Informant auf zwei Formen, die miteinander ausgetauscht („subsituiert") werden, gleich reagiert, sind auch die Formen gleich (vgl. Harris 1969, 20). Damit ist natürlich gerade im Sinne von Harris' Wissenschaftsbegriff nichts gewonnen: Fakt ist, daß der Informant aufgrund seines Wissens gleich oder anders reagiert. Ebenso ist die Aussage, Bedeutung werde „nur" zur Feststellung

von Gleichheit bzw. Repetition herangezogen, unscharf: zunächst wird der Eindruck erweckt, das sprachliche Wissen des Informanten werde nicht eingesetzt, um zu entscheiden, *was* Formen bedeuten, sondern nur dafür, *daß* Formen das Gleiche oder Unterschiedliches bedeuten. Dies ist jedoch kurzgeschlossen, denn der Informant seinerseits kann schließlich nur dann über Gleichheit oder Unterschiedlichkeit von Formen unterscheiden, wenn er wirklich weiß, *was* die Formen bedeuten. Daß der Linguist nur Teilantworten des Informanten zur Kenntnis nimmt (sind zwei Formen gleich – ja oder nein?), macht die linguistische Arbeit noch längst nicht exakter. Sie ist damit letzten Endes und trotz aller Umwege ebenso *vorwissen*schaftlich, als wenn der Linguist von vornherein seine eigene Weltkenntnis mit ins Spiel gebracht hätte. (Warum sollte schließlich das Vorwissen eines Informanten objektiver sein als das des Linguisten?)

Zu diesem unvermeidlichen „Kriterium der Reaktion des Hörers" (Harris 1969, 20) als Entscheidungsinstanz schreibt Harris leise resignativ:

"Something of this order seems inescapable, at least in the present stage of linguistics: in addition to the data concerning sounds we require data about the hearer's response." (1969, 20)

Ebenso wie Bloomfield arbeitet auch Harris jeweils mit einem sprachlichen *Korpus*, das als „a descriptive sample of the language" zur Vorhersage von gesamtsprachlichen Strukturen dienen soll (vgl. 1969, 13). Um die zur Vorhersage notwendige Repräsentativität des Samples zu gewährleisten, muß von regionalen, sozialen und situativen sprachlichen Varianten abgesehen werden (vgl. 1969, 9 ff.) – Sprache wird als *homogen* angenommen. Die Einheit der Untersuchungen ist die *Äußerung*, die auf beiden Seiten durch eine Pause begrenzt ist (vgl. 1969, 14). Äußerungen können kleiner als ein Satz sein („schade!") – jedoch nicht größer. Treten längere Texte auf, werden sie als „Abfolge von Äußerungen" behandelt (vgl. 1969, 12).

2.1 Die „Bedeutungslosigkeit" des taxonomischen Strukturalismus für die Inhaltsanalyse

Auf der ersten interdisziplinären Konferenz zur Inhaltsanalyse 1955 an der Universität von Illinois (vgl. de Sola Pool 1959) hatten die beiden Linguisten Sol Saporta und Thomas A. Sebeok die Aufgabe übernommen, Inhaltsanalytikern nahezubringen, " . . . what and how linguistic data can be of use to investigators whose concern is content." (Saporta/Sebeok 1959, 131)

Da sich Saporta/Sebeok explizit auf die gleichzeitig herrschende Linguistik Harrisscher Prägung beziehen (vgl. 1959, 131 und 133 ff.), ist diese Aufgabe von vornherein nicht gerade dankbar; sie schicken daher lakonisch folgende Bemerkung voraus, die das Verhältnis von Inhaltsanalyse und taxonomischem Strukturalismus auf den Punkt bringt:

"The area of 'who says what to whom under what circumstances for what purpose and with what effect', which presumably defines the variables in communication analysis, would in general serve as an adequate definition of precisely what linguists are *not* concerned with. Linguistic analysis deals with the code per se." (1959, 131 f.)

Die Ziele von linguistischer Analyse und Inhaltsanalyse lassen sich deshalb auch nur als *Gegensatz* beschreiben, als „distribution vs. meaning" (Saporta/Sebeok 1959, 135). Saporta/Sebeok referieren in ihrem Vortrag den anwesenden Inhaltsanalytikern exemplarisch die distributionalistische Verfahrensweise:[10] Wie läßt sich feststellen, daß zwei Wörter *gleich* sind und damit dieselbe Bedeutung haben? Jeder Sprecher der deutschen Sprache „weiß" – falls er die Wörter kennt, – daß *Gynäkologe* und *Frauenarzt* denselben Beruf bezeichnen. Wie aber läßt sich dieses intuitive Wissen nun „objektivieren"?

Der Distributionalismus betrachtet zu diesem Zweck die Verteilung (Distribution) sprachlicher Formen. In Sätzen wie „Frauen sollten regelmäßig zum Frauenarzt gehen" läßt sich „Frauenarzt" durch „Gynäkologe" substituieren. Ein Austausch beider Wörter ist auch in fast allen anderen Sätzen (Umgebungen) möglich, außer wenn beide Wörter in einem einzigen Satz vorkommen: „‚Gynäkologe' ist das Fremdwort für ‚Frauenarzt'". Dagegen sind „Gynäkologe" und „Pfarrer" zwar auch in einigen Umgebungen substituierbar („Ich gehe zum Gynäkologen/Pfarrer"), aber zusätzlich gibt es viele Umgebungen, in denen das eine oder andere Wort nicht vorkommen kann: „Der Pfarrer hält die Sonntagspredigt"; „der Gynäkologe hat mich untersucht". „Gynäkologe" und „Pfarrer" haben demzufolge unterschiedliche Distributionen. Es gilt die von Harris formulierte Regel:

„Wenn A und B fast identische Umgebungen haben, außer hauptsächlich in Sätzen, die beide enthalten, sagen wir, sie sind Synonyma . . . Wenn A und B einige Umgebungen gemeinsam haben und einige nicht . . . , sagen wir, sie haben unterschiedliche Bedeutungen." (Übers. d. Verf.; Saporta/Sebeok 1959, 136)

Dieser Regel zu folgen, bedeutete freilich, für jedes einzelne Wort ein aufwendiges Testverfahren in Gang zu setzen, dessen Ergebnisse einem kompetenten Sprecher nicht einmal neue Erkenntnisse vermitteln könnten. Zudem müßten empirisch zunächst für alle Wörter Sätze gefunden werden, die sich nur im jeweiligen Testwort unterscheiden – ein „unendlicher Experimentierprozeß" (Helbig 1974, 83). Kurz: das Angebot, das der taxonomische Strukturalismus der Inhaltsanalyse machen kann, ist für diese wenig attraktiv. Inhaltsanalytikern ist nicht mit ausführlichen Strategien gedient, wie Inhalte zu *vermeiden* sind; sie erwarten zu Recht Hilfe bei der Bearbeitung von Inhalten mit Ergebnissen, die ihre eigene sprachliche Intuition nicht nur absichern, sondern darüber hinausführen.

Dazu ist indessen der taxonomische Strukturalismus noch weniger geeignet als Bloomfields Behaviorismus, dessen Ausgangspunkt immerhin noch die Situation war, in der kommuniziert wird. Mit dem positivistisch motivierten hartnäckigen Willen zur Wissenschaft hat sich dagegen der taxonomische Strukturalismus in eine Position manövriert, die Nicht-Linguisten nur noch schwer begreiflich ist: aufwen-

dige, komplizierte Verfahren werden betrieben, deren Resultate bestenfalls bestätigen, was jeder Sprecher einer Sprache längst weiß. Da aber auch Harris nicht in der Lage ist, naturwissenschaftlich exakte Methoden widerspruchsfrei auf die Analyse von Sprache zu übertragen – unkontrollierte Informationen aus dem Vorwissen des Informanten oder Sprachwissenschaftlers sind auch ihm unentbehrlich – verliert der betriebene linguistische Aufwand selbst hinsichtlich seiner Stringenz an Überzeugungskraft.

Weitere Unverträglichkeiten zwischen Inhaltsanalyse und Linguistik lassen sich aus der Programmatik des taxonomischen Strukturalismus ableiten. Während der Linguist das Korpus als gesamtsprachlichen Repräsentativausschnitt betrachtet, interessiert sich der Inhaltsanalytiker für das jeweils Partikuläre eines Textes:

"Whereas for linguistic analysis a corpus is adequate to the extent that it is representative of the language as a whole, in content analysis one of the points of interest is precisely in what way the text may be said to differ from the language as a whole." (Saporta/Sebeok 1959, 133)

Auch über die Strukturen von *Texten* lassen sich keine linguistischen Aussagen treffen, da die größte Untersuchungseinheit als Äußerung (kleiner/gleich Satz) definiert ist. Textzusammenhänge, ganzheitliche Strukturen wie Gedichte, Sagen, Erzählungen o. ä. entgehen damit der linguistischen Aufmerksamkeit, sind aber für die Inhaltsanalyse zur Erschließung von Inhalten notwendig (vgl. Saporta/Sebeok 1959, 134; 142).

Die Ausgangsbasis für eine Zusammenarbeit von Linguisten und Inhaltsanalytikern ist damit im Amerika der fünfziger Jahre nach wie vor denkbar schlecht.

De Sola Pool resümiert als Ergebnis der Konferenz von 1955 für die Linguistik:

"On the face of it, the relation of linguistics to content analysis should be a close one, but historically it has not been. Both linguists and content analysts analyze texts and are concerned with language patterns, but two differences in their approaches have kept them apart. (. . .) Linguists have not been interested in meanings, . . . Content analysts have not been interested in forms, . . . Linguists historically have not been interested in frequencies. (. . .) Content analysts have been interested only in quantities . . ." (De Sola Pool 1959a, 224)

Doch selbst der Gegensatz „Inhaltsanalyse *versus* Linguistik" verweist auf eine Parallele zwischen beiden Disziplinen: beide befinden sich auf einem Wege, der szientistische Objektivität für die wissenschaftliche Vorgehensweise verheißt. Paradoxerweise ist dabei die Linguistik in der Lage, die positivistischen Desiderata kompromißloser umzusetzen als es der Inhaltsanalyse möglich ist. Während sich die Linguistik nach der Aussonderung von Inhalten auf andere Arbeitsgebiete wie Phonologie und Morphologie zurückziehen kann, bleibt die Inhaltsanalyse immer an ihr „Handicap" gebunden, gerade Inhalte analysieren zu müssen. Wenn folglich Inhaltsanalytikern der taxonomische Strukturalismus als Arbeitsansatz für ihr eigenes Anliegen unbrauchbar erscheint, verurteilen sie damit in letzter Konsequenz nichts anderes als ihr eigenes Bemühen um einen den Naturwissenschaften entlehnten Objektivitätsbegriff.

3. Die Generative Transformationsgrammatik

Durch die Arbeit Noam Chomskys vollzog sich in der amerikanischen Linguistik erneut eine Wende. Chomsky hatte 1957 mit „Syntactic Structures" eine erste Fassung seiner Generativen Transformationsgrammatik entworfen, die er 1965 durch das sogenannte „Standardmodell" (= Aspects of the Theory of Syntax) ersetzte. Chomskys Transformationsgrammatik ist

„ . . . eine notwendige Folge des Bloomfieldschen Strukturalismus. Sie ist aber zugleich auch dessen Aufhebung. Davon zeugt nicht nur die Absage an die katalogisierenden distributionellen Methoden, sondern auch der offensichtliche Gegensatz zwischen amerikanischen Strukturalisten und Transformationalisten." (Helbig, 1974, 282)

Neu an Chomskys Grammatikmodell ist, daß es in der Lage sein soll, die sprachliche *Intuition* eines Sprechers oder Hörers zu charakterisieren.[11] Damit muß Chomsky auch die Ebene linguistischer Untersuchungen neu definieren, da Intuition eine mentalistische Größe ist, die nicht nur als Summe aller tatsächlich realisierten Äußerungen zu bestimmen ist. Im Anschluß an europäische sprachwissenschaftliche Traditionen und insbesondere an Saussure entledigt sich Chomsky deswegen kurzerhand der behavioristisch-taxonomischen Diktatur des Beobachtbaren und erklärt die *Sprachkompetenz*, die „Kenntnis des Sprecher-Hörers von seiner Sprache" (1970, 14) zum Gegenstand der Linguistik. Die tatsächlich realisierten Äußerungen, die *Sprachverwendung oder -performanz*, sind seiner Auffassung nach nur die unvollständigen – und obendrein häufig fehlerhaften – Manifestationen der zugrundeliegenden Kompetenz:

„Für den Linguisten ebenso wie für das Kind, das die Sprache erlernt, besteht das Problem, aus den Daten der Sprachverwendung heraus das zugrunde liegende Regelsystem zu bestimmen, über das der Sprecher-Hörer verfügt und das er in der aktuellen Sprachverwendung in Gebrauch nimmt. Daher ist die Sprach-Theorie mentalistisch in einem bestimmen Sinn, weil sie um die Aufdeckung einer mentalen Realität, die dem aktuellen Verhalten zugrunde liegt, bemüht ist. Beobachtungen des Sprachgebrauchs oder Hypothesen über die Anlagen, sprachlich zu reagieren, über Gewohnheiten usw. können wohl Evidenzen über die Beschaffenheit dieser mentalen Realität beibringen, sie können aber sicherlich nicht den tatsächlichen Gegenstand der Linguistik ausmachen, wenn diese eine ernsthafte Disziplin sein soll." (Chomsky 1970, 14)

Den behavioristischen, antimentalistischen Standpunkt betrachtet Chomsky als „Ausdruck mangelnden Interesses an Theorie und Explikation" (1970, 241), zu denen er sich selbst bekennt: „Mentalistische Linguistik heißt nichts weiter als theoretische Linguistik . . ." (1970, 241).

Diese Auffassung liegt freilich quer zu den gängigen Vorstellungen in der amerikanischen Linguistik der vorausgegangenen Jahrzehnte und zieht die behavioristisch-taxonomischen Wissenschaftsbestrebungen in Zweifel. Chomsky stellt sich daher die Frage, ob das Akzeptieren introspektiver Auskünfte über die Sprecherintuition die Linguistik „ . . . nicht letztlich aus dem Felde der Wissenschaft hinausführt." (1970, 40) Für wichtiger als dieses – eher terminologische – Problem hält er indessen die Frage:

„Ob nämlich Streben nach Einsicht oder aber Bemühung um Objektivität das wichtigste Kennzeichen erfolgreicher Wissenschaft ist. Die soziologischen Disziplinen liefern reichlich Beweise dafür, daß man sich um Objektivität mühen kann mit nachfolgendem spärlichen Gewinn an Einsicht und Erkenntnis." (Chomsky 1970, 35)

Objektivität dürfe daher nicht „Selbstzweck", sondern nur Mittel zur Einsicht sein (vgl. 1970, 35):

„Anspielungen auf vorgeblich wohlbekannte ‚Entlockungsverfahren' oder ‚objektive Methoden' verdunkeln einfach die wirklichen Bedingungen, unter denen linguistische Arbeit gegenwärtig vor sich gehen muß. Es besteht weiterhin auch kein Grund, zu erwarten, daß zuverlässige operationale Kriterien für die fundamentaleren und weit wichtigeren theoretischen Begriffe wie etwa ‚Grammatikalität' . . . und ‚Paraphrase' je gefunden werden könnten." (Chomsky 1970, 33 f.)

Die Generative Transformationsgrammatik besteht aus drei Komponenten: einer syntaktischen, einer phonologischen und – in Übereinstimmung mit Mentalismus und Sprachtheorie, aber im Widerspruch zur amerikanischen Tradition – aus einer *semantischen* (vgl. Chomsky 1970, 29). Da Chomskys Grammatikmodell das der menschlichen Sprachfähigkeit zugrundeliegende Regelsystem simulieren soll, muß es der Fähigkeit des Menschen Rechnung tragen, mit einem begrenzten Inventar von Wörtern und Strukturen alle möglichen Ideen auszudrücken; Sprache kann, wie Chomsky mit Humboldts Worten sagt, „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen" (1970, 9). Wegen dieses kreativen Aspekts der Sprache ist Chomskys Grammatik *generativ*, d. h. sie besteht aus einem System von Regeln, „die iteriert werden können, um eine unbegrenzt große Zahl von Strukturen zu erzeugen." (1970, 29) Weiterhin ist der menschliche Sprecher in der Lage, zu erkennen, daß verschiedene Erscheinungsformen eines Satzes (z. B. Aktiv- und Passivkonstruktion) weitgehend das gleiche bedeuten können. Aus diesem Grunde führt Chomsky verschiedene Oberflächenstrukturen auf eine gemeinsame Tiefenstruktur zurück, eine Operation, die durch die sogenannten *Transformationen* bewerkstelligt wird (vgl. 1970, 31 f.; 136 ff.).

Im Hinblick auf die Nützlichkeit der Generativen Transformationsgrammatik für die Inhaltsanalyse lassen sich folgende Schwächen benennen:

- Auch Chomskys Modell operiert mit dem einzelnen Satz als größter Untersuchungseinheit. Texte können wiederum nur als Abfolge von Sätzen aufgefaßt werden.
- Als Verkörperung der sprachlichen Intuition, die es linguistisch zu beschreiben gilt, setzt Chomsky einen „idealen Sprecher-Hörer" ein, „der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt" (1970, 13). Durch die Homogenitätsannahme gehören sprachliche Varianten (sozialer, regionaler oder situativer Art) nach wie vor nicht in den Bereich der Linguistik. Da die Generative Grammatik „kein Sprechermodell und kein Hörermodell ist", sondern „versucht, auf möglichst neutrale Weise die Sprachkenntnis zu charakterisieren, die für den Sprachgebrauch durch einen Sprecher-Hörer die Basis liefert" (Chomsky 1970, 20), fallen Merkmale wie z. B. Strategien des Sprecherwechsels der Abstraktion anheim.

– Der Strukturerzeugungsprozeß der Generativen Grammatik geht maschinell vonstatten, d. h. die Grammatik besteht aus einer Reihe computertechnisch verwertbarer Regeln. Dies führt zu einem aufwendigen Formelapparat (dessen lesbarste Form noch die bekannten Strukturbäumchen sind). Zum anderen ist nicht zuletzt auch durch die Auffassung von der Grammatik als Computermechanismus die Rolle von Syntax und Semantik determiniert. Die finite Anzahl syntaktisch möglicher („grammatischer") Strukturen läßt sich überzeugender formalisieren als die infinite Anzahl zugleich semantisch möglicher („akzeptabler") Sätze. In der Generativen Transformationsgrammatik besteht daher ein Primat der Syntax – die semantische Komponente interpretiert lediglich nachträglich die syntaktische, d. h. „sie verbindet eine von der syntaktischen Komponente erzeugte Struktur mit einer bestimmten semantischen Repräsentation." (Chomsky 1970, 29)

An der Frage, welche Rolle sprachlichen Bedeutungen im Computererzeugungsmechanismus zukommt, entzündete sich in der Folgezeit ein heftiger Streit (vgl. Gutknecht/Panther 1973; Helbig 1974, 314 ff.; Chomsky 1972), in dem bis heute kein Konsens erzielt worden ist – nicht zuletzt allerdings auch deswegen, weil das Interesse an dieser gesamten linguistischen Richtung stark nachgelassen hat.

Abgesehen davon entzog sich die dritte Zeichenrelation neben Syntax und Semantik, die *Pragmatik*, hartnäckig maschineller Formalisierung; allenfalls wurde gelegentlich an Fehlern von syntaktischer und semantischer Komponente deutlich, daß „etwas fehlt". Die pragmatische Auffassung vom Sprechen als Handeln und die Beziehung von Texten zu ihren Benutzern blieb so notwendigerweise jenseits der Möglichkeiten einer Generativen Transformationsgrammatik (im übrigen lag ein pragmatischer Ansatz ohnedies jenseits des Horizontes der amerikanischen Linguistik).

3.1 Perspektiven der Generativen Transformationsgrammatik für die Inhaltsanalyse

Eine zweite interdisziplinäre Konferenz zum Thema Inhaltsanalyse fand 1967 an der Universität von Pennsylvania (Annenberg School of Communication) statt. Auch sie war ausgerichtet auf eine Annäherung der verschiedenen Disziplinen, die sich mit Problemen der Inhaltsanalyse befassen (vgl. Gerbner et al. 1969, Preface, xii). Die Linguistik wurde auf dieser Konferenz von Hays vertreten, dessen Beitrag sich mit „Linguistic Foundations for a Theory of Content Analysis" auseinandersetzte (Hays 1969).

Mit dem Hinweis auf Chomsky berichtet Hays der Konferenz, das bezüglich der Behandlung von Bedeutung entstandene „Schisma", das bis dahin die amerikanische Linguistik von allen anderen Schulen getrennt habe, sei im Abbau begriffen (vgl. Hays 1969, 57): "Indeed, many American theoreticians are now attending to questions of content-expression relation." Für den Sozialwissenschaftler sei diese „neue Bewegung" begrüßenswert, „because its tendency is to make linguistics useful to him." (Hays 1969, 57) Mit Nachdruck fordert Hays eine *Theorie* der Sprache, da nur ein kleiner Teil der Sprache, die akustischen Signale oder Laute, der Beobachtung zugänglich sind:

"Only . . . the acoustic signal, is presently observable. All the other forms are hypothetical . . . Until about 1960, American linguists at least were flatly unwilling to accept such hypothetical forms. They insisted on remaining close to the form of observable speech. Before that time, many linguists in Europe and some in America had speculated about the value to linguistics of hypothetical forms remote from speech, but it has been the influence of Chomsky that converted large numbers of American linguists to the acceptance of grand theory. The plain fact is that much about language cannot be explained without grand theory, and what could not be explained is precisely what must be explained if content analysis is to work." (1969, 62 f.)

Dank dieser neuen Entwicklung kann Hays auch den Beitrag, den die Linguistik zur inhaltsanalytischen Arbeit leisten soll, neu bestimmen:

"The contribution of linguistics is, in fact, to explicate the relationship between overt expression and content." (Hays 1969, 59)

Dazu schlägt er als Modell einen „conversationalist" vor, einen Gesprächsteilnehmer, der sowohl Sprecher- als auch Hörerposition einnehmen kann. Eine Beschreibung seines Wissens, seiner kognitiven Prozesse, seiner Erfahrungen, seines sozialen Hintergrundes und seiner kommunikativen Absichten und Mittel könnte, so Hays, ein Abbild des Verstehensprozesses liefern, um den es auch dem Inhaltsanalytiker gehen muß (vgl. 1969, 58 f., „The best content analyst is a good conversationalist"). Von Chomskys „idealem Sprecher-Hörer" unterscheidet sich Hays' „Gesprächsteilnehmer" durch Vollständigkeit: Während Chomskys Konstrukt allein die abstrakte sprachliche Intuition als allgemein-menschliche Eigenschaft repräsentiert, verfügt der Gesprächsteilnehmer darüberhinaus über eine Lebensgeschichte, über Hintergrundwissen, Kultur, Absichten, Interessen, Erfahrungen, Denkweisen, Rollen, Kommunikationsstrategien etc. – kurz: der Gesprächsteilnehmer repräsentiert nicht nur *Sprach*wissen sondern das Spektrum menschlichen Wissens insgesamt. Damit kommt in Hays' Vorschlag der Linguistik eine neue Aufgabe zu; sie kann sich nicht auf das Hervorbringen korrekter Sätze beschränken, sondern muß den Zusammenhang zwischen Sprechen, Verstehen und Wissen herstellen:

"Knowledge, as we are defining it, is the basis of thought, the raw material and product of cognition. Knowledge is the innermost limit of linguistic transduction; linguistics is called to account for the conversion of what is heard into an increment to knowledge, and the conversion of some fragment of knowledge into what is uttered." (Hays 1969, 63)

Obwohl auch Hays die linguistische Arbeit durch Computer ausgeführt sehen möchte (vgl. 1969, 66 ff.), weisen seine Vorstellungen weit über Chomskys Grammatikmodell hinaus. Der Kontext der Umformung von Wissen zu Sprache wird zur Bedingung linguistischer Analyse, die nur unter dieser Bedingung für die Inhaltsanalyse sinnvolle Zuarbeit erbringen kann:

"I have . . . argued that the method of assigning properties to words and counting appearances of properties is insufficient; the content of a message should be analyzed in terms of what has gone before, in terms of the relationship between the message and what the sender or receiver already knows." (Hays 1969, 66)

Mit diesen – allerdings nicht sehr ausführlichen – Hinweisen von Hays hätte nun zu Ende der 60er Jahre eine gute Chance für die Inhaltsanalyse bestanden, sich des Bildes von der (für die Inhaltsanalyse) nutzlosen, weil bedeutungsfeindlichen Linguistik zu entledigen und z. B. mit den europäischen sprachwissenschaftlichen Schulen Kontakt aufzunehmen. Diese wandten sich etwa zu diesem Zeitpunkt der Pragmatik zu (vgl. Austin 1962, Searle 1965) und hatten während der Jahrzehnte der amerikanischen Diskussion um Wissenschaft und sprachliche Bedeutung nicht aufgehört, Semantik als legitimen Bestandteil der Sprachwissenschaft zu betrachten (vgl. z. B. die Prager und die Kopenhagener Schule, den französischen Strukturalismus, die Wortfeldtheorie und, als deren Fortsetzung, die strukturelle Semantik).[12]

Tatsächlich blieben indessen Hays' Hinweise ohne jegliche Konsequenz. Die Inhaltsanalyse hatte, ebenso wie die Linguistik, gerade den Computer entdeckt (vgl. North et al. 1963; Stone et al. 1966) und stand damit einer Reihe neuartiger Probleme gegenüber. Vor allem die Eigenschaft der menschlichen Sprache, abhängig von der Kommunikationssituation und von den an einer Kommunikation Beteiligten mit denselben Wörtern oder Sätzen jeweils einen anderen Sinn zu übermitteln, verursachte beim Schreiben von Computerprogrammen massive Schwierigkeiten. Der Computer selbst kann nur mit dem Wissen arbeiten, das ihm zuvor explizit zugänglich gemacht wurde:

"It is useful to liken the Inquirer to an energetic, compulsive, but stupid clerk (. . .). This clerk has no ideas of his own but waits for the specification of categories and scoring procedures supplied by the investigator." (Stone 1966a, 68)

Diese Wirklichkeitsaufbereitung für maschinelle Programme stößt freilich rasch auf Grenzen. Bereits die Simulierung von „discourse models", die lediglich für das Verständnis der Referenzbeziehungen von Sätzen gelten sollen, hält Krippendorff für „unrealistisch":

"The information that would have to go into such a discourse logic would have to represent all a speaker knows about the world." (1969, 106)

Darüber hinausgehende „broad meanings, embedded in the language and culture as a whole" (Goldhamer 1969, 347) können erst recht nicht berücksichtigt werden.

"Human coders provide this broad language information 'automatically', as a part of the process of 'reading', and this may account for the lack of attention given to this process in computer applications." (Goldhamer 1969, 347)

Die von Hays vorgeschlagene Verbindung von Sprache und Wissen konnte daher in den Rahmen maschineller Inhaltsanalyse nicht eingefügt werden – sie ist für den Computer nicht umzusetzen. So fühlen sich die Inhaltsanalytiker gegen Ende der sechziger Jahre nach wie vor von der Linguistik im Stich gelassen. Stone beklagt sich 1969 speziell über Psycholinguistik und Computerlinguistik: „. . . we again found little that helped with our specific problem." (1969, 202) Während allerdings in den

frühen Phasen der amerikanischen Sprachwissenschaft die Ursachen für die „Beziehungslosigkeit" von Inhaltsanalyse und Linguistik ziemlich eindeutig in den Ansichten der Linguistik zu suchen sind, hat sich das Verhältnis nunmehr verändert: der maschinellen Inhaltsanalyse ist nicht zu helfen – nicht, weil die Linguistik dazu nicht in der Lage wäre, sondern weil für die Inhaltsanalyse die durch den Computer abgesteckten Grenzen zu eng sind, um eine der gegenwärtigen Linguistik entsprechende Auffassung von Sprache entfalten zu können.

4. Zusammenfassende Bemerkungen

Das Verhältnis von Inhaltsanalyse und Linguistik ist nur zu verstehen als das Verhältnis der *amerikanischen* Inhaltsanalyse zur *amerikanischen* Linguistik. Die Besonderheit der unter dem Namen „amerikanischer Strukturalismus" zusammengefaßten sprachwissenschaftlichen Schulen liegt in der Behandlung der von Sprache transportierten Inhalte. Als Ergebnis eines Prozesses der Umwandlung von der Geistes- zur Naturwissenschaft entschlossen sich die beiden frühen strukturalistischen Schulen, der Behaviorismus und der taxonomische Strukturalismus, sprachliche Bedeutungen als nicht zum linguistischen Gegenstand gehörig zu betrachten. Dies war die notwendige Konsequenz eines Wissenschaftsansatzes, der sich ein Introspektions*verbot* und ein naturwissenschaftliches Objektivitäts*gebot* auferlegt hatte. Trotz einer Vielzahl von Schwierigkeiten (selbst Laute sind ohne Rekurs auf Bedeutungen nicht sinnvoll zu isolieren) suchte die amerikanische Linguistik, die ihr verbleibenden Teilgebiete – in der Hauptsache Phonologie und Morphologie – „bedeutungslos" zu bearbeiten.

Demgegenüber stimmt die zeitlich parallele Inhaltsanalyse dem naturwissenschaftlichen Objektivitätsgebot zwar zu; sie kann sich indessen der daraus resultierenden Konsequenz der Ausklammerung von Inhalten nicht gleichzeitig anschließen, ohne sich selbst zu negieren und zur „inhaltslosen Inhaltsanalyse" zu werden. Daher geraten Inhaltsanalyse und Linguistik trotz Übereinstimmung ihres Wissenschaftsbegriffs in einen Gegensatz. Wie Saporta/Sebeok referieren, lassen sich die Ziele beider Disziplinen nur als antagonistisch beschreiben (Inhalt *vs.* Distribution).

Auch der chronologisch folgenden sprachwissenschaftlichen Schule, der Generativen Transformationsgrammatik, geht es primär nicht um Inhalte, sondern um syntaktische Strukturen. Allerdings besteht durch das Anliegen dieses Grammatikmodells, den kreativen menschlichen Erzeugungsmechanismus unendlich vieler Strukturen zu simulieren, die Notwendigkeit, von der Ebene der vorgefundenen Äußerungen abzuweichen und auf der abstrakten, theoretischen Ebene des Sprach*wissens* zu operieren. Damit wird ein Wechsel des wissenschaftstheoretischen Paradigmas nötig: das Introspektionsverbot fällt, Sprachwissenschaft wird wieder mentalistisch und ganz im Sinne des Wortes zur „Geisteswissenschaft". Auch die Inhalte von Sprache sind dadurch wieder (sprach-)wissenschaftsfähig geworden, selbst wenn in der Generativen Transformationsgrammatik Chomskys nur eine rudimentäre Semantik angelegt ist.

Damit hätte seit mehr als 30 Jahren zum ersten Mal eine Chance für die Zusammenarbeit von Inhaltsanalyse und Linguistik bestanden, die der Linguist Hays auf einer gemeinsamen Konferenz 1967 auch thematisiert. Jedoch: Inhaltsanalyse und Linguistik hatten inzwischen – wiederum ziemlich parallel – den Computer für sich entdeckt. Sprachliche Inhalte sind indessen relativ schwer formalisierbar – Voraussetzung wäre eine menschliche Sozialisation des Computers. So bleibt die semantische Komponente in Chomskys Grammatik unterentwickelt, an die Integration einer pragmatischen Komponente ist nicht zu denken. Die (maschinelle) Inhaltsanalyse ihrerseits vollzieht den wissenschaftstheoretischen Paradigmenwechsel nicht mit, sondern huldigt mit dem Computer auch weiterhin dem naturwissenschaftlichen Objektivitätsgebot ("The implementation of procedures on a computer insures that they are both systematic and objective." Stone 1966b, 12) Die Möglichkeit, zwischen Inhaltsanalyse und Linguistik zu vermitteln, bleibt ungenutzt. Die Suche nach den „wirklich wissenschaftlichen" Methoden der Bedeutungserschließung wird fortgesetzt; die Linguistik kann dabei wiederum nur enttäuschen:

"Unfortunately, although our social scientific theories may lead us to the concepts we wish to study, we lack an adequate theory of language to direct us in finding the alternative signs that express a particular concept. In a situation where something is to be said, there is not theory to tell us what words will be used to say it." (Stone 1966b, 9 f.)

"Lacking an adequate theory of the relationsphip between social scientific variables and how they are expressed in language, the social scientist falls back on his intuitive understanding, which is naturally subject to error." (Stone 1966b, 11)

Stone kommt hier wieder auf den schon im Behaviorismus vorhandenen Wunsch nach einer Kausalerklärung für Sprache zurück. Gesucht wird die linguistische Theorie, die wie ein naturwissenschaftliches Gesetz vorhersagt, welche Worte wann fallen werden.

Schon an unserem Alltagsverhalten zeigt sich aber, daß es so eine Theorie wohl nie geben wird: oft wissen wir selbst vorher nicht einmal, *was* wir in einer künftigen Situation sagen werden – viel weniger, *wie* (mit welchen Worten) wir es sagen werden; viele Äußerungen ergeben sich erst aus der Beschaffenheit der Kommunikationssituation und der Interaktion der Gesprächsteilnehmer. Erst recht aber im Hinblick auf die Auffassung vom Sprechen als *Handeln* wird deutlich, daß Worte nicht nach denselben Gesetzmäßigkeiten fallen wie Steine.

Linguistische Pragmatik

Unbeeinträchtigt von den amerikanischen Auseinandersetzungen um Bedeutung und Wissenschaft bzw. die Bedeutung der Wissenschaft konnte sich in Europa etwa seit den 60er Jahren der Ansatz einer linguistischen Pragmatik durchsetzen, als deren Kernstück im allgemeinen die sogenannte „Sprechakttheorie" gilt.

Vom Standpunkt der linguistischen Pragmatik ist Sprechen als interaktiver Austausch von Zeichen und damit als Handeln anzusehen. Ziel des Handelns ist es, verstanden zu werden. Verstehen wiederum ist nur dann möglich, wenn die Intentionen der Handlung erkannt werden:

„Handlungen können ohne Bezugnahme auf die leitenden Intentionen nicht aufgefaßt, also unabhängig von so etwas wie Ideen gar nicht untersucht werden. Eine empirische Beziehung kann zwischen ihnen nicht bestehen, weil sie keine unabhängig identifizierbaren Größen sind. Sie verhalten sich eher so zueinander wie Zeichen und Bedeutungen in Worten. Handlungen bringen Intentionen in der gleichen Weise zum Ausdruck oder besser: zur Darstellung, wie Sprachsymbole ihre Bedeutungen. Sowenig wie Zeichen ohne den symbolisierten Gehalt, können Handlungen ohne ihren intentionalen Gehalt aufgefaßt werden, es sei denn, sie werden nicht länger *als* Zeichen oder *als* Handlungen identifiziert." (Habermas 1971, 160 f.)

Handlungsintentionen sind aber immer Intentionen *von* jemand und zugleich auch an einen Adressaten gerichtet, also *für* jemand. Für das Verstehen von Handlungen ist es daher nötig, 1. die Zwecke des Handelns zu ermitteln, 2. die Realisierung der Handlung als Ergebnis einer Wahl zwischen Alternativen zu begreifen (– der Handelnde hat sich für eine und damit gegen andere ihm mögliche Handlungen entschieden) und 3. die bewußt gewählte Handlung als diejenige zu betrachten, die dem Handelnden am geeignetsten erschien, um seine Intention zu realisieren. Wie sich (Sprech-)Handlungsintentionen beschreiben lassen, hat Searle (1965) besonders ausführlich am Sprechakt des Versprechens exemplifiziert.

Unter der Voraussetzung, daß die Inhaltsanalyse ihre positivistischen Bestrebungen zur „objektiven" Sinnerschließung aufgäbe, ließe sich die Sprechakttheorie beispielsweise durchaus sinnvoll auf die inhaltsanalytische Kategoriendefinition anwenden. Inhaltsanalyse als Analyse der in Texten auftretenden Sprechakte im Sinne der Sprechakttheorie könnte mindestens zwei der immer noch kontrovers diskutierten inhaltsanalytischen Theoreme entscheiden: die ganz und gar willkürliche Textsortendifferenzierung entlang des Kriteriums des „manifesten" bzw. „latenten" Inhalts (vgl. Berelson 1971, 16) ist in einem am Handlungsaspekt von Sprache orientierten Ansatz aufgehoben. „Ich verspreche, daß ich kommen werde" kann ebensogut ein Versprechen wie eine Behauptung oder gar eine Drohung sein. Welcher Sprechakt vollzogen wird, ist allerdings nicht aufgrund manifester oder latenter Wörter, sondern nur anhand der mit der Äußerung verbundenen Intention entscheidbar, die ihrerseits Kenntnis des Sprechers und der Kommunikationssituation voraussetzt. Daraus folgt die Entscheidung des zweiten Theorems: Inhaltsanalyse muß neben Syntax und Semantik auch die dritte semiotische Zeichenrelation, die Pragmatik, berücksichtigen. Dies scheint freilich heute unter Inhaltsanalytikern auf keinen Widerspruch mehr zu stoßen (vgl. z. B. Deichsel 1975, 36 ff.). Allerdings bleibt das inhaltsanalytische Bekenntnis zur Pragmatik so lange folgenlos wie nicht zugleich die wissenschaftstheoretische Fundierung für einen pragmatischen Ansatz mitvollzogen wird. Im positivistischen Sinne wissenschaftlich läßt sich nicht einmal Semantik bearbeiten – das ist eines der Ergebnisse aus 40 Jahren amerikanischer Sprachwissenschaftsgeschichte. Weitaus weniger noch verträgt sich aber eine auf die

Sprechintention zielende pragmatische Analyse mit szientistischen Wissenschaftsgeboten. Die durch den Einsatz von Rechenanlagen bestärkten inhaltsanalytischen Bestrebungen, Verstehensprozesse als naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten zu konstruieren, stellen das gegenwärtige Hindernis bei der Nutzung linguistischer Verfahren dar. Die Inhaltsanalyse wird überhaupt nur dann linguistische Ansätze – und nicht nur denjenigen der linguistischen Pragmatik – für sich fruchtbar machen können, wenn sie sich ihrer positivistischen Vorstellungen entledigt.

Anmerkungen

1 In die Zählung sind jedoch „multimethodiale" Projekte eingeschlossen, in denen Inhaltsanalyse als „zusätzliche oder sogar nur marginale Methode neben den eigentlichen, für die Untersuchungen wesentlichen Untersuchungsmethoden eingesetzt wird." (Mochmann/Immer 1979, 732)

2 „Zugrunde lag dem ein Verständnis von Psychologie als der Untersuchung der Denkgesetze, wobei die Sprache als Ausdruck des Denkens verstanden wurde." (Maas 1973, 71)

3 vgl. dazu Bloomfields Vorwort zu „Language", in dem er die Wundt'sche Psychologie als Basis der Sprachwissenschaft – und damit auch den Mentalismus – ablehnt und schreibt: " . . . we have learned, at any rate, . . . that we can pursue the study of language without reference to any one psychological doctrine . . ." (1933, vii)

4 Zur weiteren Differenzierung von Bedeutung und Bezeichnung vgl. Fühlau 1978, 9 f.

5 Lasswells Zeichenbegriff weist zudem den Nachteil auf, daß sich damit Zeichen nicht von Nicht-Zeichen unterscheiden lassen: die „Korrelation" der physisch wahrnehmbaren Gebilde mit „Symbolen" ist ein mentalistischer Akt des menschlichen Bewußtseins, ein Vorwissen, das Lasswell im Sinne seiner Objektivität gerade auszuschalten trachtet. Wenn man daher Kaspar Hauser Lasswells Definition lehrte und ihn bäte, zwischen einem Tintenfleck und einem geschriebenen Wort zu unterscheiden, könnte er dazu unmöglich in der Lage sein.

6 vgl. Janis (1943, 437): "The technological principle that content analysis should avoid judgments about pragmatical responses is generally accepted by content analysts . . . such judgments are usually considered unreliable and, since content analysis is used for the purpose of testing relationships between content and pragmatical responses, the use of pragmatical content categories would involve a methodological circularity."

7 vgl. nochmals Bloomfield: " . . . speech utterance, trivial and unimportant in itself, is important because it has a *meaning* . . ." (1933, 27) Dagegen Harris' Zielaussage: "The over-all purpose of work in descriptive linguistics is to obtain a compact one-one representation of the stock of utterances in the corpus." (1969, 366)

8 „Bloomfields Ansätze sind Programm geblieben . . ." (Maas 1973, 117)

9 In der Einleitung schreibt Harris: "The procedures given below, however, are merely ways of arranging the original data; and since they go only by formal distinctions there is no opportunity for uncontrolled interpreting of the data or for forcing of the meaning." (1969, 3)

10 vgl. Saporta/Sebeok (1959, 135 ff.); das Beispiel ist auf das Deutsche übertragen und paraphrasiert.

11 „Für den Grammatiker lautet somit die Aufgabe, eine Beschreibung und – wo dies möglich ist – eine Erklärung zu konstruieren für die enorme Menge unanfechtbarer Daten über die Intuition des Sprechers (oft auch über seine eigene)." (Chomsky 1970, 34)

12 „Die europäischen Sprachwissenschaftler standen semantischen Problemen aufgeschlossener gegenüber; man faßte zwar die ‚Bedeutungslehre' vorwiegend als ‚Lehre vom Bedeutungswandel' auf (Erdmann, Sperber), aber in dieser Tradition stehend gelang es Jost Trier in seinem Buch ‚Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes' (1930) eine Theorie zu entwickeln, die als ‚Wortfeldtheorie' bekannt geworden ist und von der wichtige Impulse für die strukturelle Beschreibung von Bedeutungszusammenhängen innerhalb eines Wortschatzes ausgegangen sind. Triers Gedanken wurden vor allem von den Vertretern der Sprachinhaltsforschung, voran Leo Weisgerber, aufgegriffen und weiterentwickelt. Vertreter pa-

ralleler Ansätze auf dem Gebiet der Semantik sind S. Ullmann, J. Lyons, B. Pottier, E. Leisi, A. A. Ufimčeva, um nur einige Namen zu nennen. Am konsequentesten hat L. Hjelmslev versucht, der Semantik einen festen Platz innerhalb einer umfassenden Sprachtheorie zu geben, vor allem indem er die Methoden der Ausdrucksanalyse analog auf die Inhaltsanalyse (≠ Content Analysis, d. Verf.) anwandte. Gemeinsam ist ihnen der strukturelle Ansatz, d. h. es geht ihnen in erster Linie um eine Beschreibung der semantischen Beziehungen zwischen den Wörtern (Lexemen) einer Sprache und das Aufzeigen von Bedeutungskonfigurationen. Ein Hauptvertreter dieser aus europäischer Tradition erwachsenen ‚paradigmatischen Semantik' ist gegenwärtig Eugenio Coseriu." (Hundsnurscher, 1971, VI)

Bibliographie

Austin, J. L. (1962), *How to do things with words*, London/Oxford/New York

Bense, E./Eisenberg, P./Haberland, H. (Hg.) (1976), *Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus*, München

Berelson, B. (1971), *Content Analysis in Communication Research*, New York, [1]1952

Bloomfield, L. (1926), *Eine Grundlegung der Sprachwissenschaft in Definitionen und Annahmen*, dt. Übersetzung in Bense et al. (1976), S. 36–48

– (1933), [10](1970), *Language*, London

Chomsky, N. (1957), *Syntactic Structures*, The Hague/Paris

– (1965), dt. (1970), *Aspekte der Syntaxtheorie*, Frankfurt

– (1972), *Studies on Semantics and Generative Grammar*, The Hague/Paris

Deichsel, A. (1975), *Elektronische Inhaltsanalyse. Zur quantitativen Beobachtung sprachlichen Handelns*, Berlin

Fühlau, I. (1978), Untersucht die Inhaltsanalyse eigentlich Inhalte? Inhaltsanalyse und Bedeutung, in: *Publizistik* 1/2, 7–18

Gerbner, G./Holsti, O. L./Krippendorff, K./Paisley, W. J./Stone, P. J. (1969), *The Analysis of Communication Content*, New York/London/Sidney/Toronto

Goldhamer, D. (1969), *Toward a More General Inquirer: Convergence of Structure and Context of Meaning*, in: Gerbner et al. (1969), 343–353

Gutknecht, C./Panther, K. (1973), *Generative Linguistik. Ergebnisse moderner Sprachforschung*, Stuttgart usw.

Habermas, J. (1971), *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M., [1](1970)

Harris, Z. S. [8](1969), *Structural Linguistics*, Chicago/London, 1. Auflage 1951

Hays, D. G. (1969), *Linguistic Foundations for a Theory of Content Analysis*, in: Gerbner et al. (1969), 57–67

Helbig, G. (1974), *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*, Reinbek

Holsti, O. R. (1969), *Content Analysis for the Social Sciences and Humanities*, Reading/Mass.

Hundsnurscher, F. (1971), *Neuere Methoden der Semantik*, Tübingen (= Germanistische Arbeitshefte 2)

Janis, I. L. (1943), Meaning and the Study of Symbolic Behavior, in: *Psychiatry VI* 425–439

Kaplan, A. (1943), Content Analysis and the Theory of Signs, in: *Philosophy of Science*, 10, 230–249

Krippendorff, K. (1969), *Models of Messages: Three Prototypes*, in: Gerbner et al. (1969), 69–106

Lasswell, H. D. (1946), *Describing the Contents of Communications*, in: Smith, B. L./Lasswell, H. D./Casey, R. D. (Hg.), *Propaganda, Communication and Public Opinion*, Princeton

Lerner, D./Sola Pool, I. de/Lasswell, H. D. (1951), *Comparative Analysis of Political Ideologies: A Preliminary Statement*, in: Public Opinion Quarterly 15, 715–733

Lisch, R./Kriz, J. (1978), *Grundlagen und Modelle der Inhaltsanalyse. Bestandsaufnahme und Kritik*, Reinbek

Maas, U. (1973), *Grundkurs Sprachwissenschaft I. Die herrschende Lehre*, München

– (1976), *Kann man Sprache lehren? Für einen anderen Sprachunterricht*, Frankfurt

Mochmann, E./Immer, N. (1979), Forschungsarbeiten zur quantitativen Inhaltsanalyse in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Soziologische Analysen, TUB-Dokumentation Kongresse und Tagungen (19. Dt. Soziologentag 1979)*, Heft 1, 729–736, Berlin

North, R./Holsti, O. R./Zaninovich, M. G./Zinnes, D. A. (1963), *Content Analysis. A Handbook with Applications for the Study of International Crisis*, Northwestern University Press

Osgood, C. E. (1959), *The representational model and relevant research methods,* in: de Sola Pool (1959), 33–88

Saporta, S./Sebeok, Th. (1959), *Linguistics and Content Analysis*, in: de Sola Pool (1959), 131–150

Saussure, F. de (1916), krit. Ausgabe (1970), *Cours de Linguistique Générale*, Paris, T. de Mauro (Hg.)

Searle, J. (1965), *What is a speech act?* in: Black, M. (Hg.) (1965), *Philosophy in America*, Ithaca/New York

Sola Pool, I. de (Hg.) (1959), *Trends in Content Analysis*, Urbana

Stone, Ph. J. (1966a), *The General Inquirer*, in: Stone et al. (1966), 67–133

– (1966b), *A Perspective on Content Analysis*, in: Stone et al. (1966), 3–19

– (1969), *Improved Quality of Content-Analysis Categories: Computerized Disambiguation Rules for High Frequency English Words*, in: Gerbner et al. (1969), 199–221

Stone, Ph. J./Dunphy, D./Smith, M. S./Ogilvie, D. (1966), *The General Inquirer: A Computer Approach to Content Analysis*, Cambridge, Mass. und London

White, R. K. (1944), Value Analysis: A Quantitative Method for Describing Qualitative Data, in: *Journal of Social Psychology,* 19, 351–358

Wright, G. H. von (1974), *Erklären und Verstehen*, Frankfurt